

KAUI HART HEMMINGS | Für immer dein Lachen

Zum Buch

Sarah erlebt gerade den größten Alptraum einer jeden Mutter: Vor wenigen Monaten haben Lawinenhunde ihren 22-jährigen Sohn Cully tot aus den Rocky Mountains geborgen. Nach Wochen der Trauer beginnt Sarah langsam nach vorn zu sehen und sie nimmt ihren Job als Fernsehmoderatorin wieder auf. An ihrer Seite sind ihr Vater und ihre beste Freundin, die Sarah dabei helfen, eine neue Rolle im Leben zu finden. Auch Cullys Vater, zu dem Sarah fast zwanzig Jahre kaum Kontakt hatte, nähert sie sich durch den gemeinsamen Verlust wieder an. Doch dann wird Sarahs Leben noch einmal auf den Kopf gestellt: Eine junge Frau taucht auf, und es stellt sich heraus, dass sie ein Geheimnis mit Cully verbindet. Ein Geheimnis, das Sarah ihren Sohn mit anderen Augen sehen lässt und das sie vor eine schwere Entscheidung stellt.

KAUI HART HEMMINGS

Für immer dein Lachen

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Irene Eisenhut und Adelheid Zöfel

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
The Possibilities bei Simon & Schuster Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 11/2014
Copyright © 2014 by Kani Hart Hemmings
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2014 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © Shutterstock
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-35836-2

www.diana-verlag.de

*Für meine Mutter, Suzy Hemmings,
und meine Großmutter, Eleanor Pence*

TEIL I



I

Ich tue so, als wäre ich nicht von hier. Als wäre ich eine Frau aus Idaho, die mit Freunden in den Bergen Urlaub macht. Oder aus Indiana und frisch verheiratet. Eine unauffällige Touristin, die im Village Hotel in Breckenridge, Colorado, eingecheckt hat und darauf wartet, dass der Hotelpage endlich ihren Leihwagen vorfährt. Ein Wassertropfen landet auf meinem Kopf. Ich schaue hoch zur grünen Markise und stelle mich darunter. Ein schwarzer Cadillac Escalade biegt mit laut dröhnender Musik in das Rondell ein. Der Wagen ist riesig, und irgendwie erwarte ich, dass ein Riese aussteigt. Aber nein, es sind drei ganz normale junge Männer – der Fahrer: klein, die Passagiere: lang und schlaksig. Der Hoteldiener vom Parkservice ist ebenfalls jung. Er nimmt wortlos den Schlüssel entgegen, reicht dem Fahrer ein Ticket und nickt.

Noch vor drei Monaten hat mein Sohn Cully auch hier gearbeitet. Er hat mir mal erzählt, dass er es nicht ausstehen kann, für Leute in seinem Alter das Auto zu parken. Ich verstehe genau, warum. Als Jugendliche empfand ich genauso – es war mir immer peinlich, Freunde oder Gleichaltrige zu bedienen. Am schlimmsten fand ich es, den Mädchen, die in den Osterferien aus Florida oder Texas hierher kamen, die Skistiefel anzupassen. Ewig dieses Gejammer, es drückt hier, es drückt da. Ich erwiderte dann immer, das muss so sein, und zurrte die Stiefel noch enger.

Ich habe auch als Bedienung im Briar Rose gearbeitet, und wenn Mitschüler mit ihren Eltern kamen, nahm ich ihre Bestellung entgegen, als würde ich sie nicht kennen. Ich weiß

noch, wie Leslie Day an der Schere ihres Hummers lutschte, und damals habe ich gedacht: *Nur reichen Leuten lässt man so was durchgehen – und wahrscheinlich sind sie die Einzigen, die wissen, wie man das macht.* Wir waren alles andere als arm, aber im Vergleich zu vielen neuen Schülern, die hierher zogen, weil ihre Väter schon mit vierzig in den Ruhestand gingen, erschien es so.

Die Hoteluniformen bestehen aus schwarzen Hosen und einer schwarzen Fleece-Jacke, wofür Cully sich schämte. Manche Pagen haben schwarze Geldtaschen um den Bauch gebunden, für das Wechselgeld. Cully hätte lieber ein paar Scheine verloren. Ich stelle mir vor, wie er losrennt, Autotüren aufreißt und Trinkgeld entgegennimmt, aber erst nachsieht, wenn die Leute weg sind. Man muss so tun, als wäre es einem egal.

Ich beobachte die jungen Männer. Alle etwa so alt wie mein Sohn. Junge Menschen mit Müttern und Vätern, mit Hoffnungen und Problemen. Am liebsten würde ich sie alle umarmen. Ich möchte sie hochheben – was Cully als Kind immer gern wollte und was mich oft genervt hat. *Du bist doch schon groß, du kannst selbst laufen.* Manchmal war er für mich eine erdrückende Last, vor allem kurz nach der Geburt. Ich war gerade einundzwanzig. Er kam mir vor wie ein Schulprojekt: das rohe Ei, das ich immer herumtragen sollte. Und das ich nie allein lassen und auf keinen Fall zerbrechen durfte.

Ich sollte gehen. Noch zehn Minuten, dann muss ich zur Arbeit. Diese Woche habe ich nur Vorgespräche geführt, aber heute ist mein erster Tag vor der Kamera. Nach drei Monaten. Ich rühre mich nicht vom Fleck. Mein Blick fällt auf einen der Jungen vom Parkservice – groß, mit dichten schwarzen Haaren, die aussehen wie ein Helm. Ich sehe ihn an, als

wäre er irgendwie göttlich. *Bitte, gib mir Kraft. Die Kraft, die ich brauche, um wieder arbeiten zu können. Um ins Leben zurückkehren zu können.* Ich habe vor, nahtlos anzuknüpfen und möglichst wenig Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, mit einer Tarnkappe auf dem Kopf, so ähnlich wie die Mütze, die mein zweiundzwanzigjähriger Sohn immer aufhatte und wie sie viele Jugendliche tragen – eine Mütze, die ihre Augen und fast ihr ganzes Gesicht verdeckt, als wollten sie signalisieren: *Ich bin hier, aber ich bin nicht hier.*

Cully ist tot. Er ist gestorben. Deshalb habe ich aufgehört zu arbeiten. Ein guter Grund. Aber ich habe keinen guten Grund, um wieder zurückzukehren und aus meiner Winterstarre aufzuwachen. Vermutlich habe ich den von der Gesellschaft unausgesprochen vorgegebenen Punkt erreicht, an dem man sich endlich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen soll. Ich muss mich zusammenreißen, zu neuen Horizonten aufbrechen. Das Leben geht weiter – vielleicht nicht unbedingt aufwärts, dafür vielleicht seitwärts.

Der Hoteldiener merkt, dass ich ihn beobachte. Schnell sehe ich auf meine Uhr. Ich trage nämlich eine und schaue nicht mehr dauernd nur auf mein Handy. Cully hat mir diese Uhr mal zu Weihnachten geschenkt, als er noch in der Highschool war, und beim Aufräumen ist sie mir neulich in die Hände gefallen. Sie lag in meiner Schmuckschatulle. Ich habe das goldene kleine Ding an mich gedrückt, als hätte ich es schon die ganze Zeit gesucht. Cully hat sicher lang überlegt, als er die Uhr ausgewählt hat, und wahrscheinlich fand er sie sehr elegant. Ich trage mit ihr auch die Vorstellung davon, wie er die Uhr gekauft hat, sein jüngeres Bild von mir. Ich trage den Ausdruck auf seinem Gesicht, als ich sie ausgepackt habe – als hätte ich ihm etwas geschenkt.

Noch sechs Minuten. Ich blicke wieder zu dem Hotel-
diener. Von Weitem sah er besser aus. Jetzt fällt mir auf, wie
großporig seine Haut ist. Außerdem läuft seine Nase. Und
kann es sein, dass er Schuppen auf den Augenbrauen hat? Ein
Leben geht einfach so zu Ende, ein anderes geht weiter, und
eine Nase kann weiterlaufen. Es ist grauenhaft, wenn ich
daran denke, wie oft ich sauer auf Cully war. Die Auseinan-
dersetzungen im Kinderstuhl – *Iss mit dem Löffel, nicht mit den
Fingern. Cully! Nimm bitte den Löffel.* Wen kümmerte es, dass
er die Finger nahm! Niemand! Nein, stimmt nicht, ich muss
schmunzeln. *Mich kümmerte es.*

Wieder fährt ein Wagen vor, und ein anderer Junge rennt
zur Fahrertür. Er ist schmal und nur mittelgroß, sieht aber
so aus, als wäre er stark. Er öffnet die Tür für einen Mann in
meinem Alter. Der Mann trägt einen eng anliegenden wei-
ßen Rollkragenpullover, der in der Sonne leuchtet. Jeder Fah-
rer steigt anders aus, wenn ihm die Wagentür geöffnet wird.
Dieser hält schützend die Hand vor die Augen, als wären Pa-
parazzi hinter ihm her. Dabei hat er eine Sonnenbrille mit
verspiegelten Gläsern auf. Er fragt den Jungen, ob er sich mit
solchen Autos auskennt. Es ist ein roter Porsche.

Der Junge schaut kurz in den Wagen. »Jawohl, Sir«, sagt
er. »Ich kann mit Automatik umgehen.«

Ich muss lachen. Der Mann ist leicht irritiert und weiß
nicht, wie er reagieren soll. Als er schließlich zum Eingang
geht, klopft er auf seine Hosentasche, obwohl er den Zünd-
schlüssel hat stecken lassen. Der Junge deutet an, wie er ihm
einen Tritt in den Hintern verpasst. Dann merkt er, dass ich
ihn beobachte. Ich lächle ihm verschwörerisch zu. Ich wette,
Cully hätte sich genauso wie dieser Typ verhalten. Also muss
er ein guter Hotelboy sein.

Er schaut mich an und grinst. Ich erwidere sein Grinsen und will ihm zu verstehen geben, dass ich mitgekriegt habe, was er zu dem Mann gesagt hat. Ich weiß, was du meinst. Ich verstehe dich. Ich gehöre nicht zu dieser Sorte von Erwachsenen. Ich hatte einen Sohn wie dich.

»Haben Sie Ihr Ticket?«, fragt er mich, in demselben kühlen, leicht verächtlichen Tonfall, in dem er mit dem Mann verhandelt hat. Ich klopfe auf meine Manteltaschen. »Ich ... Ich glaube, ich gehe zu Fuß.«

Ich entferne mich schnell, als wäre ich bei irgendeiner Perversität ertappt worden. Kurz drehe ich mich zu ihm um, weil ich befürchte, dass er mir ebenfalls einen symbolischen Tritt verpasst, aber er öffnet gerade die Wagentür für eine Frau. Ein echter Gast. Sie ist perfekt, diese Frau, schön, lässig, gepflegt. Manchmal reichen die lackierten Fingernägel einer anderen Frau aus, dass du dich wie eine Versagerin fühlst. Manchmal genügt ein Mangel an Beachtung – der Hoteldiener hätte mich sehen, mich verstehen sollen –, um dir das Herz zu brechen.

Die Frau würdigt den jungen Mann keines Blickes, als sie aus ihrem weißen Auto aussteigt und den langen, hellgrünen Mantel glatt streicht. *Ich hätte dich angeschaut*, möchte ich ihm sagen.

Ich setze mich auf den unbequemen und etwas wackeligen Stuhl, der auf dem Abhang zwischen den Ticketschaltern und dem Gipfel-9-Lift steht. Dunkle Wolken bewegen sich aus verschiedenen Himmelsrichtungen auf uns zu. Ich sehe sie langsam angekrochen kommen, als würde sich der Himmel selbst in einen alten, grauen Mantel hüllen. Alles nimmt eine andere Farbe an, so wie es sein soll. Wofür sind Veränderungen gut, wenn sich nichts verändert?

»Was sollen wir jetzt machen?«, fragt Katie. Sie ist meine Ko-Moderatorin oder ich ihre. Katie Starkweather, früher Wetterfee bei den Sechs-Uhr-Nachrichten des Senders KRON 5. Sie kann enthusiastisch und laut sein, und gelegentlich ist sie auch übergriffig wie eine Hairstylistin, aber bei der Arbeit ist sie gut organisiert und gewissenhaft. Unser Kameramann, Mike, glaubt nicht, dass sie wirklich mit Nachnamen Starkweather heißt. Seiner Meinung nach hat sie sich den Namen während ihres Meteorologiestudiums zugelegt. Katie und ich, wir moderieren gemeinsam die Sendung *Fresh Tracks*, die in alle Hotelzimmer übertragen wird. Wir sagen den Leuten, wo sie essen sollen, was sie einkaufen sollen, was sie anziehen sollen, welche Unternehmungen sie planen sollen und was sie hier in Breckenridge alles erleben können.

»Wie meinst du das?« Ich sehe sie an und entspanne mich. Es ist nur, weil ich immer noch überrascht bin, wenn Leute mit mir reden. Irgendwie erwarte ich gar nicht, dass sie mich direkt ansprechen. Als wäre ich ein Freak. Oder eine Königin.

»Wie sollen wir die Zeit füllen?«, will Katie wissen.

»So wie immer, oder? Wie vorher auch.« *Es ist ein herrlicher Vormittag. Kaufen Sie sich was Schönes.* Viel mehr sagen wir eigentlich nie. Katie wirkt unzufrieden. Ich weiß ja, sie ist immer nervös, kurz bevor wir anfangen, obwohl wir gar nicht live senden. Vermutlich war das bei mir auch nicht anders. Ich hatte immer so ein Gefühl von Bedeutsamkeit, als wäre das, was wir machen, wirklich wichtig.

»Wir haben fast kein Material«, sagt Katie. »Keine Ahnung, wie wir das bisschen, was wir haben, aufpeppen sollen, weil –«

Ich ziehe meine Jacke am Hals hoch. Weil es wegen der Sonne mal heiß, mal kalt ist, muss ich sie dauernd korrigieren. »Der größte Goldklumpen, der je in Nordamerika gefunden wurde, stammt von hier«, sage ich. »Am dritten Juli 1887 hat ihn ein Mann namens Tom Groves entdeckt. Der Klumpen wog 151 Unzen. Die Leute haben ›Toms Baby‹ dazu gesagt, weil Tom ihn immer mit sich herumschleppte. Der Klumpen war fast so groß wie ein sechs Monate altes Kind.« Ich schaue Katie an. »Das könnten wir zum Beispiel erzählen.«

»Du hast echt viele Anekdoten über unsere Stadt auf Lager«, sagt sie.

»Stimmt. Keine Ahnung, warum.«

Sie entspannt sich ein bisschen.

»Aber jetzt mal im Ernst«, fahre ich fort. »Wenn uns gar nichts mehr einfällt, ist doch ein bisschen Stadtgeschichte ideal. Den Touristen gefällt so was.« Mir auch – ich rede gern über die Fakten und die Mythen, die sich um Breckenridge ranken. Dinge, die in der Vergangenheit geschehen sind und die Gegenwart entscheidend prägen. Das macht mir – und

den Gästen – bewusst, dass schon vor uns Menschen hier waren und dass andere immer hier leben. Ich zum Beispiel lebe seit meiner Geburt in dieser Stadt, bis auf die dreieinhalb Jahre, die ich wegen des College-Studiums in Denver war. Mein Vater hat ebenfalls den größten Teil seiner Zeit hier verbracht. Wir können unseren Stammbaum bis 1860 zurückverfolgen, als sein Urgroßvater nach Colorado kam, um im Bergwerk den Goldadern zu folgen, wodurch die Hügel und der Wasserhaushalt ruiniert wurden. Angeblich gab sich die Stadt im selben Jahr den Namen Breckinridge, nach dem damaligen Vizepräsidenten, weil man hoffte, auf diese Weise ein Postamt zugewiesen zu bekommen. Das I in Breckinridge wurde später in ein E umgetauscht, als die Stadt ihre Poststelle hatte und man merkte, dass der Vizepräsident ein Vollidiot war.

Ich schaue mich heute um: eine bunte Ansammlung von Eigentumswohnungen, die Klänge des Spring-Fling-Konzerts. Obwohl die Stadt sich ausgedehnt hat und viel Neues dazugekommen ist – One Ski Hill, Shock Mountain, elegante Restaurants mit Namen, die nur aus einem Wort bestehen –, ist und bleibt sie meine Heimat. Manchmal fühle ich mich allerdings wie eine der Touristinnen, die in einer Ortschaft herumspazieren, die jedem und keinem gehört, ein unbeschriebenes Blatt, auf dem ich keine Spuren hinterlassen werde. Als wäre auch ich nur auf der Durchreise.

»Die Vorteile«, murmelt Katie und wippt mit dem rechten Bein. Ich bin versucht, ihr meine Hand auf den Oberschenkel zu legen, damit sie aufhört. Sie studiert die Notizen, die Holly für uns vorbereitet hat. »Sicherheit. Wir gehen also einfach nur diese Liste durch? Die Preissteigerung und ihre Vorteile?«

Katie trägt einen hautengen gelben Pulli. Sie ist konzentriert, und obwohl ich, als ich von zu Hause los bin, gedacht habe, das schaffe ich auch, wirke ich im Vergleich zu ihr ziemlich undiszipliniert, glaube ich. Ich habe widerspenstige bräunliche Haare. Katie hat die ideale Fernsehfrisur: hellblonde Haare, die ihr Gesicht wie eine Fellmütze umschließen. Ihre Lippen sind von Natur aus eher schmal, aber während ich weg war, hat sich das geändert. Jetzt sind sie künstlich aufgepumpt, als würde Katie die ganze Zeit durch einen dünnen Strohhalm ein Milchshake nuckeln. Sie ist etwa fünf Jahre jünger als ich, wirkt aber noch jünger, weil sie keine Kinder hat. Innerhalb der letzten zwölf Monate hat sie drei verschiedene Freunde gehabt und ist jetzt beim vierten angekommen, einem Steuerberater, der komische Sachen über sich selbst sagt, zum Beispiel: »Ich fluche nie« oder »Von Weichkäse bekomme ich Pickel«.

»Sollen wir die Punkte kurz durchgehen?«, fragt sie und hält den Zettel hoch.

»Nicht nötig«, sage ich.

Sie zeigt keine Reaktion. Der Tod ist beschämend. Ich möchte ihr sagen, sie soll es mir nicht so einfach machen. Mike überprüft unser Äußeres, was ihm immer irgendwie unangenehm ist. Er muss uns genau anschauen, doch das macht er lieber durchs Objektiv.

»Ich hoffe, du schießt genug Zusatzmaterial«, sagt Katie zu ihm. »Wir haben nicht viel.«

»Ich hab's im Griff.« Er seufzt, als würde von seinem Job und dem zusätzlichen Material das Schicksal der ganzen Welt abhängen. Ich mochte Mike, aber er brauchte etwa zwölf Jahre, um meine Zuneigung zu erwidern, also habe ich meine Gefühle abgehakt. Er hat so eine wütende und eifersüchtige

Persönlichkeit, wie sie bei kleinen Männern öfter vorkommt. Außerdem ist er schlagfertig und hat einen trockenen Humor.

Katies Augen glitzern unruhig, als müssten wir gleich einen Terroristen interviewen.

»Alles wird gut«, versuche ich sie zu besänftigen.

»Ja, ich weiß. Ich wollte nur ...« Sie unterbricht sich mitten im Satz, schaut auf die Notizen und wippt wieder mit dem Bein. Diesmal mit dem linken.

Früher hätte es mich auch total hektisch gemacht, wenn die Person, die wir interviewen sollten, nicht erschienen wäre. Ich verstehe Katies Nervosität, und vielleicht geht's mir gleich genauso, wenn wir anfangen und alles vermässeln, aber dann schmeißen wir das Material einfach raus, das ist nicht weiter schlimm. Wir können es noch mal machen, wir haben Spielraum. Diese Überlegungen machen mich ganz nachdenklich. Ich weiß, es ist bei jedem Job ganz zentral, dass man die eventuellen Konsequenzen einkalkuliert und ernst nimmt, aber irgendwie gelingt es mir nicht, daran zu glauben, dass meine Arbeit tatsächlich Gewicht hat.

Gestern hat in Dillon ein Mann namens Gary Duran seine schwangere Ehefrau in ihrem Haus verprügelt. Die Frau und ihr ungeborenes Kind wurden in einem Rettungshubschrauber nach Denver transportiert. Alle wollen wissen, ob sie und das Baby durchkommen, aber solche Meldungen bringen wir nicht. Vielleicht ginge es mir besser, wenn wir es täten. Oder wenn wir darüber berichten würden, dass es für Menschen, die nicht viel verdienen, hier keine erschwingerlichen Wohnungen mehr gibt, und sie sich deshalb gezwungen sehen, anderswo zu leben – für solche Beiträge könnte ich mich vielleicht motivieren. Oder wenn wir uns auf Tragödien konzentrieren würden, die uns bewusst machen, dass

noch eine andere Welt existiert als diese hier. Stattdessen reden wir über Lifttickets und bringen Tipps für Immobilien und Skitouren.

Mike schultert die Kamera wie ein Soldat, der in den Krieg zieht. Er filmt den Kiosk für die Lifttickets, die Hauptwand des Berges, die weißen Pfade im Schnee, die an Falten in einem sich bauschenden Rock erinnern. Ich lasse die Szenerie auf mich wirken: Skilehrer in roten Westen, Kinder, die hinter ihnen her fegen, die Sessellifte, die sich wie Adern durch die Abhänge ziehen, das Wirrwarr von Skifahrern, die sich bergauf und bergab bewegen – alles hier funktioniert zuverlässig, wie ein gesundes Herz. Alles ist in bester Ordnung.

Unsere Produzentin, Holly Bell, kommt vom Ticketschalter auf uns zu, eine Broschüre in der Hand.

»Hier ist ein guter Blickfang«, sagt sie. Mir fällt auf, dass alle so vorsichtig mit mir sprechen, als wäre ich taub oder ein bisschen begriffsstutzig. »Die neuen Preise, schwarz auf weiß.«

Ich nehme den Prospekt entgegen. »Vielen Dank.«

»Ihr könnt ihn ja irgendwann in die Kamera halten«, schlägt sie vor. »Und – steht zwischendurch auf, lauft herum. Strahlt Optimismus aus. Es gibt so viele positive Aspekte ...« Sie entfernt sich wieder – Holly muss immer in Bewegung bleiben. Mike glaubt, dass ihr Name ebenfalls erfunden ist – und in diesem Fall stimme ich ihm zu. Sie hat als Kind oft an Schönheitswettbewerben teilgenommen, danach moderierte sie eine Sendung wie unsere hier, allerdings in Sacramento. Sie zieht sich immer noch so an, als würde sie selbst vor der Kamera stehen oder als müsste sie eventuell gleich einspringen, weil Katie oder ich umkippen könnten. Katie hat übrigens allein gearbeitet, während ich weg war. Das beunruhigt

mich irgendwie, fast bin ich eifersüchtig. Sie hat es hervorragend hingekriegt ohne mich, deshalb komme ich mir überflüssig vor.

Ich schlage mir mit den Händen auf die Beine. Wir brauchen eine Ewigkeit für so eine kleine Sache. Ich möchte nach Hause zu Suzanne – sie hat sich bereit erklärt, mit mir Cullys Zimmer auszuräumen. Ich denke an die Kleidungsstücke und an die Kartons. Die Dinge des Lebens, die ich aus-sortieren muss. Ganz plötzlich hat mich das Bedürfnis nach Ordnung befallen. Ich glaube, ich will, dass mein Vater das Untergeschoss für sich hat, und der geplante Ausflug dieses Wochenende wirkt wie eine Art Frist. Mein Vater, Suzanne und ich fahren zu Cullys College, wo im Broadmoor Hotel eine Gedenkfeier für ihn stattfindet. Morgan, Suzannes Tochter, organisiert das Ganze, aber ich weiß nicht genau, was eigentlich geplant ist. Morgan studiert auch an dem College (im Grunde ist sie Cully dorthin gefolgt) und versucht, die Erinnerung an ihn in die Hand zu nehmen und zu verwalten. Morgan und Cully sind mehr oder weniger gemeinsam aufgewachsen, und Morgan hat diese Freundschaft schon immer mystifiziert – was jetzt, da er tot ist, natürlich noch verlockender ist. Es stimmt, sie waren eng befreundet, besonders vor der Highschool, aber Morgan hing mehr an Cully als er an ihr. Der Gedanke, eine Gedenkfeier für ihn zu machen, ist nett, aber weil ich Morgan kenne, vermute ich unwillkürlich, dass es ihr mehr darum geht, ihn auf diese Weise für sich zu beanspruchen.

Ich sollte nicht so zynisch sein, und eigentlich freue ich mich. Nicht auf die Feier selbst, sondern darauf, dass durch sie eine Zäsur gesetzt wird. Zum ersten Mal seit Cullys Tod fahre ich irgendwohin. Vielleicht komme ich anschließend

besser zurecht. Keine Ahnung. Das werde ich dann herausfinden.

Jetzt trommelt Katie sich mit den Fingern auf die Brust. Ich ahme diese Bewegung nach, weil ich wissen will, wie sich das anfühlt und ob es was bringt.

»Ist alles okay?«, frage ich sie. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie stark Nervosität sich körperlich auswirken kann.

Sie schweigt.

Kurz lege ich meine Hand auf ihr Bein. »Du kannst das echt gut«, sage ich. »Du schaffst es immer.«

»Es wäre leichter, wenn er wenigstens ein paar Fragen beantwortet hätte«, murmelt sie. »So eine Absage in letzter Minute, das ist doch unmöglich! Du kennst ihn persönlich, oder?«

»Ja, ich kenne ihn.« Ich bin enttäuscht, weil sie mein Lob überhaupt nicht zur Kenntnis genommen hat. »Und deshalb weiß ich auch, wenn er sagt, er macht es nicht, dann macht er es nicht.«

Unser Interviewpartner, Dick Fowler, ist der Chef der Breckenridge Resort und ein Freund von mir. Suzanne ist seine Frau. Die beiden stehen allerdings kurz vor der Scheidung, die er eingereicht hat. Mir ist schon öfter aufgefallen, dass bei Trennungen die Frauen der Frau zugewiesen werden, wenn es um die Verteilung der Freunde geht. So ist das eben. Aber ich verstehe mich wirklich gut mit Dick. Wir lachen viel und machen gern blöde Witze, aber wir können auch einfach still nebeneinander sitzen. Er hätte hierher kommen sollen, um zu erklären, weshalb die Preise für die Lifttickets erhöht werden, aber er hat befunden, dass dieses Thema lieber ohne ihn abgehandelt werden sollte. Dick ist clever. Er weiß, dass er nicht unbedingt immer sympathisch rüberkommt – so wie

er aussieht und wie er auftritt, wirkt er oft abweisend und arrogant, ähnlich wie die Männer, die in der Werbung versichern, sie seien von ihren Erektionsstörungen geheilt worden. Man gewinnt bekanntlich mehr Respekt, wenn man weniger sagt, und er spricht nicht besonders viel in der Öffentlichkeit.

»Willst du ihn nicht noch mal anrufen?«, sagt Katie.

Ihre Jacke ist strahlend weiß, genau wie ihre Zähne. Die Sonne, die vom Schnee reflektiert wird, lässt Kleidung und Implantate noch heller funkeln. Ich denke: *Es tut mir in den Augen weh, wenn ich dich anschaue.*

»Wir improvisieren einfach«, sage ich. »Die Leute erwarten von unserer Sendung doch sowieso keine tiefeschürfende Analyse.« Am Ende des Satzes lache ich, um meine Aussage etwas abzuschwächen, aber das Lachen klingt schrill.

Lisa, Mikes Assistentin (die alles, was mit Make-up zu tun hat, leidenschaftlich liebt), kommt mit ihrer schwarzen Wechselgeldtasche voller Schönheitsutensilien zu Katie, einen Puderpinsel in der Hand.

»Sieben Dollar!« Katie probt mit geschlossenen Augen, während Lisa den Pinsel über ihr Gesicht bewegt, kreisförmig nach oben. »Von achtundneunzig auf hundertundfünf –«

»Ganz schön viel«, brumme ich. »Und das ohne Schnee.«

»Sehr witzig!«, sagt Lisa.

»Es ist kein so riesengroßer Unterschied, wenn man bedenkt, was man dafür bekommt«, fährt Katie fort. »Zum Beispiel ...«

Halb sind wir Verkäuferinnen, halb Kreuzfahrtsleiterinnen. Wir sollen den Desillusionierten »ein Lächeln abringen«, wir müssen die Leute »anheizen«, wenn sie nicht von allein zugreifen. Und letztlich müssen wir die Idee der Freiheit

verkaufen – eine exklusive, extreme Freiheit, an der frischen Luft. Kommt mit nach draußen! Seid extrem frei! Dadurch hat mein Job große Ähnlichkeit mit dem früheren Job meines Vaters.

Mein Dad, Lyle, war Vizepräsident des operativen Betriebs der Stadt. Nachdem Breckenridge 1997 von Vail übernommen worden war, half er der Verwaltung, noch mehr Geld einzunehmen – durch Tankstellen, Immobilien, Restaurants, Hotels, Einzelhandel oder diese Sendung hier. Der gesamte Profit landete wieder bei der Stadt. Ich denke an meinen Vater, der inzwischen dreiundsiebzig ist und bei mir wohnt – höchstwahrscheinlich arbeitet er an Dingen, die ihn gar nicht mehr betreffen. Das Pferd, das auf die Weide gebracht wird und kein Interesse daran hat, Gras zu fressen.

»Die Vorteile«, wiederholt Katie, aber jetzt an mich gewandt, nicht zu sich selbst. »Wir zeigen den Leuten, dass höhere Ausgaben das Gesamterlebnis verbessern, wenn nicht sogar das ganze Leben.«

»Ziemlich kühne Behauptung«, sage ich.

Ich merke, dass sie nicht recht weiß, ob ich sarkastisch bin oder ob ich es ernst meine. Die ganze Situation ist nicht leicht für sie. Bei der Arbeit sprühe ich sonst immer vor guter Laune, aber diese Woche ist schon während der Vorgespräche meine bissige Seite zum Vorschein gekommen und hat sich in die beruflichen Dinge eingeschlichen. Ich bin auf einmal gereizt und schwierig, zynisch und traurig. Wenn ich mit Leuten wie mir zu tun hätte, würde ich mit ihnen mitfühlen. Aber nach einer Weile würden sie mich nerven, und schließlich würde ich sie hassen, wegen ihrer unglaublich traurigen Geschichte. Jeden Tag nehme ich mir vor, heute alles besser zu machen und umgänglicher zu sein. Und jeden Tag scheitere ich.

Lisa ist jetzt mit Katie fertig und nähert sich mir wie einem Pferd, sie hält den Puderpinsel bereit, als Vorwarnung, dass sie mich gleich berühren wird. Mir gefällt es, wenn sie mein Make-up macht. Ich mag es, berührt zu werden, ohne berührt zu werden.

»Du siehst anders aus«, sagt Lisa. Sie fährt mit dem kühlen Pinsel über meine Wangenknochen.

»Soll ich aber nicht. Das ist die Abmachung.«

»Jedenfalls nicht so viel Eyeliner wie sonst.«

»Ich reduziere«, sage ich lachend, aber Lisa scheint mich gar nicht zu hören. Sie ist wie alle echten Haar- und Make-up-Künstler: Sie hören nie, was man auf ihre Fragen antwortet. Oder vielleicht reagieren sie auch nicht auf unaufrichtige Antworten. Aber ich habe ehrlich geantwortet. Meine Schönheitskur während der letzten Monate:

Ich verwende keine Grundierung und keine Wimpernzange und keinen Lippenstift.

Außerdem: keine Mondstrahlen, Sonnenstrahlen, Emulgatoren, kein Körperpeeling, kein Serum für hundert Dollar, das mich schimmern und leuchten lässt. Erst jetzt ist mir klar geworden, dass ich massig Geld hinlege für Verpackungen und Werbung. Es ist immer wieder das gleiche Produkt, nur dass es erst *Beach Babe Bronzer* heißt und im nächsten Monat *Angel in the Sun*.

Ich nehme keine Bräunungscreme, weil davon meine Beine jucken.

Ich dusche nicht so oft und rasiere mich seltener. Mein Busch sieht aus wie ein Gremlin, und ich möchte, dass es so bleibt.

Ich mache Listen im Kopf, dann kann ich immer wieder etwas

abhaken
abhaken
abhaken.

»So insgesamt habe ich alles ein bisschen runtergefahren«, erkläre ich. Der Pinsel streicht über meine Stirn, dann Richtung Kieferpartie. *Streich mir die Augenbrauen glatt*, denke ich. Ich finde es klasse, wenn sie das tut. Ich habe es richtig vermisst, solange ich weg war.

»Du siehst gut aus«, verkündet Lisa. Ihr Gesicht ist dicht vor meinem. Ich kann ihren Kaugummi riechen. Wassermelone. Sie legt ihre Finger auf meine Schläfen und überprüft mein Augen-Make-up. Ich schaue nach rechts. Ich kann ihr nicht direkt in die Augen sehen. Sie drückt die Daumen auf meine Augenbrauen und fährt über die Wölbung. Ich entspanne die Schultern. Das ist der beste Teil des Tages.

»Okay, fangen wir an«, ruft Holly und klatscht in die Hände. Ich raffe mich zu einem Lächeln auf. Alles kommt mir so grotesk vor.

Mike hebt die Kamera auf die Schulter.

Katie atmet tief durch, richtet sich auf.

Ich bin bereit. Bereit für diese Sache, für diesen Job. Ich will mich mehr bemühen, denn hier geht es nicht nur um mich.

»Okay, Klappe«, sagt Mike.

Katie und ich klatschen.

»Kamera läuft«, sagt Mike.

»Was für ein fantastischer Morgen«, sage ich zur Kamera. »Einfach wunderschön.« Und das stimmt. Wirklich. Immerhin merke ich das noch! Ich mag es immer noch, so nah bei der Sonne und den Bergen zu sein, ich mag das Leben in der Höhe – hier spüre ich, dass jeder Atemzug zählt.

Katie übernimmt. »Ganz genau«, sagt sie. »Es ist echt sagenhaft schön, und sämtliche Lifte sind in Betrieb. Ich kann es kaum erwarten, bis der viele Schnee kommt, der für heute Abend angekündigt ist.«

Ich versuche zu lächeln und schaffe es auch irgendwie. Mundwinkel hoch. Muskeltraining.

»Es lohnt sich, glauben Sie mir!«, versichert Katie. »Selbst wenn Sie nicht Ski fahren – vom Schnee kriegt man so ein warmes, kuscheliges Gefühl. Da will ich sofort los und mir eine Eigentumswohnung kaufen. Aber Sarah – du bist doch eine große Skifahrerin, stimmt's?«

»Ja, ich will auf die Piste«, sage ich. »Nur habe ich es in letzter Zeit nicht geschafft.«

»Ich habe gerade von der Geschäftsführung der Breckenridge Resorts gehört, und zwar von Topmanager Richard Fowler, dass die Preise für den Lift sieben Dollar raufgegangen sind.« Katie macht einen gequälten Gesichtsausdruck. Dann zuckt sie die Schultern. Bei den Aufnahmen denkt man immer, sie spielt Scharade.

»Aber soll ich Ihnen was sagen – das ist gar nicht so schlimm«, fährt sie fort. »Die neue Gondel geht direkt bis zu den Pisten. Sie hat Platz für acht Passagiere, und ich habe gehört, sie ist geheizt, und es gibt WLAN. Und der Blick auf den Naturpark Cucumber Gulch ist fantastisch.«

Sie schaut mich auffordernd an.

»Ja, echt fantastisch«, sage ich.

»Und wenn man dann oben angekommen ist – also, der Sessellift ist auch fantastisch –, die Sitze sind so weich, dass ich mich reinlegen könnte. Wunderbar gepolstert, Blenden aus Fiberglas, viel Platz und absolut sicher – es gibt zum Beispiel ein reaktives Bremssystem und eine belastungs-

gesteuerte Kontrollanlage. Am liebsten würde ich den ganzen Tag mit dem Ding durch die Lüfte schweben! Das Allerbeste bei den Lifts ist für mich, dass sie zum Vista-Haus fahren, wo man ein Bier oder ein Glas Wein trinken kann. Oder einen Teller Zwiebelsuppe essen. Und natürlich einen der berühmten Mammut-Burritos! Ich finde, man bekommt echt was für sein Geld.«

Mir fällt nichts ein. Was soll ich da noch hinzufügen? Das war erste Sahne.

»Und was bekommt man sonst noch?«, fragt Katie und macht ihr nachdenkliches Gesicht. »Ja – heiße Typen auf Ski-Patrouille.« Sie lacht, dann sieht sie wieder zu mir. Das bedeutet, ich soll weitermachen.

Heiße Typen auf Ski-Patrouille.

Das Trauma-Zentrum, in dem man aufwacht von einer Gehirnerschütterung, verursacht durch eine Norfolk-Tanne, und sich verzweifelt fragt: »Hey, wo ist mein Tick?«

Lawinenkontrollsystem.

Das Rettungsteam, das deinen Sohn findet – erfroren im Eis, die Finger in den Mantel gekrallt, der Körper wie eine Mumie, die sich bereits in seinem Glaskasten befindet und mit Konservierungsstoffen bearbeitet wurde. Du wirst dich fragen, wie es sein kann, dass dein Sohn, dein Baby, dein Freund, im Dezember noch hier war und jetzt nicht mehr.

»Sie finden Buckelpisten vor«, beginne ich. Ich muss möglichst schnell dieses schreckliche Gefühl loswerden, das wie eine lähmende Angstspritze wirkt. »Es kostet viel Geld, sie herzustellen, aber es lohnt sich, weil Sie Bier getrunken haben und weil Sie mögen, wie Sie aussehen, wenn Sie die Buckel herunterrutschen.« Ich atme aus.

Katie schüttelt lachend den Kopf. »Sehr lustig.«

»Das machen wir gleich noch mal«, sagt Holly. »Sarah, könntest du etwas über die Maßnahmen hier sagen und wie alles ständig optimiert wird? Klar, die Liftkarten sind teuer. Aber es gibt zusätzliche Lifts, das Areal ist größer, man bekommt mehr für sein Geld.«

»Ich weiß«, sage ich. »Tut mir leid. Ich muss mich erst wieder zurechtfinden.«

Ich rede über Optimierung, aber die Sätze kommen nicht richtig raus. Ich erzähle von früher, von Wiesen und Äckern und dass es viele Schafe gab. Katie kann mir nicht folgen. »Wieso Schafe?«, fragt sie.

»Na ja – Schafe eben. Määäh.« Ich blöke tatsächlich. »Tut mir leid.«

Wir fangen noch mal an. Kein Problem.

Ich sage etwas über Veränderung und Anpassung. Zu vage. Ich sage: »Sie bekommen mehr für Ihr Geld.«

Ich sage etwas über Burritos. Es funktioniert.

»Ach, du meine Güte«, sagt Katie und macht ihr Überleitungsgesicht, nachdem sie gelacht hat. »Okay. Ich würde vorschlagen, wir gehen hinüber zu Twisted Pine, unserem führenden Pelzhändler – der übrigens ein echter Tierfreund ist, muss ich hinzufügen.«

Was für ein Quatsch! Ich schaue mich um. Lassen wir das so stehen? Ich kann nicht anders – ich sage: »Ja, Twisted verkauft nur freilaufenden Nerz. Kein Tier hat sich je den eigenen Fuß abgebissen.«

Ich lächle in die Kamera, dann fällt mein Blick auf Holly, die mich entsetzt anstarrt, als wäre ich ein Nerz in einem Käfig und würde an meinen kleinen Pfötchen nagen. Aber darauf haben wir uns geeinigt: Zum Ausgleich dafür, dass es mich so hart getroffen hat und ich so viel Schreckliches

durchmachen musste, lässt man mir eine gewisse Narrenfreiheit. Aber ich will das gar nicht! Auch wenn ich mir das Recht herausnehme, auch mal Mist zu bauen – es macht mir keinen Spaß. Ich kann es nicht ausstehen, dass ich die anderen büßen lasse. Widerlich.

Holly schaut uns beide abwartend an. »Tut mir leid«, murmle ich. »Das war ...« Mir wird ganz heiß in der Brust, aber es ist keine Panik, eher eine Mischung aus Triumph und Verwirrung, was sich nicht besonders angenehm anfühlt, aber ich kann nichts dagegen machen.

Jetzt zeigt Holly auf mich. Ich nehme mein Mikro ab und gehe zu ihr, hinter die Kamera. Sie trägt einen braunen Pull-over, der aussieht wie ein Kaftan, dazu schwarze Lederhosen. Ihre goldenen Reifohrringe sind mit blauen Edelsteinen verziert, die an winzige Augen erinnern. Sie will auf keinen Fall aussehen wie eine Produzentin. Die Haare hat sie zu einem perfekten Pferdeschwanz frisiert. Meine Kopfhaut juckt von der Sonne.

»Schätzchen«, sagt sie, »wenn du willst, kann Katie das allein machen. Heute ist ein unkomplizierter Tag, da brauchen wir eigentlich nur eine von euch. Und zur Not kann ich ja einspringen.«

»Nein, alles okay«, sage ich. »Ich mach das schon.«

Ich starre auf ihre hervorgeschobene Hüfte, die mir wie eine persönliche Assistentin vorkommt. Die Vorstellung, sie könnte sprechen, bringt mich beinahe zum Lachen.

»Du wirkst ein wenig unkonzentriert«, sagt sie. »Ich meine – du machst das großartig, echt großartig. Wirklich! Ich will nur sagen, dass alle hier es verstehen würden, wenn du eine Pause einlegst. Ruhig auch eine längere Pause. Oder wenn du langsamer wieder einsteigen willst. Was hältst du

davon, wenn du mehr hinter der Kamera arbeiten würdest? Vorinterviews, Schnitt ... Das ist im Moment echt eine schwere Zeit für dich. Ich habe keine Ahnung, was ich an deiner Stelle tun würde ... Wo ich wäre, wenn ...«

Ich warte, während sie sich vorstellt, ihre Kinder wären tot. Sabina, Gunner und Lola: futsch. Tränen steigen ihr in die Augen, und sie versucht, die Schreckensbilder, die in ihr auftauchen, schnell wieder zu vertreiben. Die Hände unsicher vor sich hebend, als würde sie einen unsichtbaren Schläger umklammern. Ich huste in meine Armbeuge.

»Wirst du krank? Brütest du was aus?«, fragt sie.

»Nein, nein«, antworte ich. »Ich musste nur kurz husten. Haarball.« Das war ein Witz, aber nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen ist er nicht besonders gut angekommen. »Mir geht's gut«, versichere ich ihr. »Ich bin gern hier.«

Ich suche Kontakt. Ich möchte die Lage im Griff haben. Ich will wieder Boden unter den Füßen spüren.

»Okay.« Holly nickt.

Ich gehe zurück, und Mike reicht mir mein Mikro. Er passt auf, dass ich es korrekt anklipse. Dabei wird er immer ganz unruhig. Einfach weil wir Brüste haben.

»Sollen wir versuchen, ein wenig alternatives Originalmaterial zu drehen?«, fragt Holly.

»Sind deine Stiefel nicht von Twisted Pine?«, will Katie wissen. »Vielleicht kann ich das erwähnen?«

Ich schaue auf meine Schnürstiefel mit den Gummisohlen. Sie sind oben mit einem bisschen Pelz verziert. »Die sind von Nordstrom Rack«, sage ich. »Der Pelz ist nicht echt.«

»Wir können doch ein paar Produkte von Twisted Pine aufzählen«, schlägt Holly vor und schaut mich an. Ihr Blick ist total verängstigt.

»Kamera läuft«, sagt Mike.

Katie legt los: »Der *Fresh Visit* führt uns heute zu Twisted Pine, dem besten Pelzhändler am Platz – und ein echter Tierfreund, muss ich hinzufügen. Hier findet man sämtliche Pelze, die das Herz begehrt, und das zu erschwinglichen Preisen.«

Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Herz Pelze begehrt.

»Es gibt dort Nerz, Zobel, Fuchs ...«

»Luchs, geschorenen Biber«, werfe ich ein und lache kurz auf. Dann lache ich noch mehr.

»Ja, ja«, sagt Katie. »Und Nerz.« Sie muss kichern, und dann lacht auch sie, ein kaum hörbares Lachen, das aus dem Bauch kommt. Einen Moment lang denke ich noch, dass ich die Situation irgendwie retten kann. Dass ich mich doch noch beteiligen darf. Wir haben beide Tränen in den Augen.

»Ich nehme an, das machen wir noch mal?«, frage ich und kichere immer weiter.

Katie kann vor Lachen gar nicht antworten. »Okay«, ächzt sie schließlich. »Okay, aber sag bitte nicht Biber.« Wir beruhigen uns wieder einigermaßen. Mike wartet. Er sieht aus, als könnte er sich bald nicht mehr beherrschen.

Katie und ich tauschen Blicke. Wir verstehen einander. Sie holt tief Luft und wiederholt ihren Text. Ich sage diesmal nichts dazu. Darauf haben wir uns stillschweigend geeinigt. Ich müsste echt nicht hier sein. Ich sollte mit meinem Dad draußen auf der Wiese sein. Da könnte ich meine Stiefel mit dem falschen Pelz tragen und Unsinn reden. Lieber Gott, was ist denn nur los mit mir? Klar, ich weiß, was nicht stimmt, aber kann ich das nicht auf eine andere, nettere Art ausdrücken?

»– dann, nach unserem Einkaufsbummel«, sagt Katie – sie redet jetzt langsamer, tiefer, es ist der Übergang zu einer besorgten Miene – »da schließen Justin Calhoun und Liza



Kauli Hart Hemmings

Für immer dein Lachen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35836-2

Diana

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Warum lebt man weiter, wenn der Sohn bei einem Lawinenunglück stirbt und die Welt aufhört, sich zu drehen? Weil das Leben nicht fair, aber dennoch lebenswert ist? Leichter gesagt als getan. Und doch gelingt es Sarah, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Gerade als sie glaubt, wieder lachen zu können, steht plötzlich eine junge Frau vor der Tür. Deren Geheimnis wird Sarahs Welt noch einmal aus den Angeln heben ...